

Arno Geigers
literarische Glückssuche

„Der alte König in seinem Exil“

Michael Braun

Der Mensch, schreibt Peter von Matt, „ist das einzige Lebewesen, das vom Glück weiß und das absolute Glück denken kann. Serotonin-Ausschüttungen im Gehirn haben auch die Eichhörnchen. Es wird ihnen wohligh dabei und klingt wieder ab.“ Nur der Mensch weiß auch vom Glück zu erzählen, von der Freude des Augenblicks und der Sehnsucht nach dauerndem Glück, gerade dann, wenn er vom Unglück in Gestalt von Untreue und Liebesverrat, von Unfall oder Krankheit heimgesucht wird. Doch das unbescholtene Glück hat seit der Aufklärung in der Literatur einen schweren Stand, an das „Glück in glücksfernen Zeiten“ (Wilhelm Genazino) wagen sich nur wenige Schriftsteller heran.

Unter den Autoren, die sich der vernachlässigten Glücksgeschichten angenommen und sie ohne Nostalgie zu einseitigen Porträts unserer Krisengesellschaft gestaltet haben, ist Arno Geiger einer der bedeutendsten. Hinter seinen Romantiteln *Schöne Freunde*, *Es geht uns gut* und *Der alte König in seinem Exil* verbergen sich mehr als nur wohlfeile Glücksformeln. Arno Geiger erzählt besonnene Geschichten vom Glück in den glücksfernen Zeiten menschengemachter Katastrophen. Die Kunst seiner Geschichten liegt darin, unser Bewusstsein vom Glück auch im Nachdenken über das Leiden am Unglück zu intensivieren. Die „Glücker, die wir gehabt haben“, lässt der Autor seinen Vater sprechen, „sind nicht nur Zufall gewesen. – Es sind auch immer Glückssachen dabei.“ Darin liegt der

anthropologische und ästhetische Mehrwert seiner Werke.

Arno Geiger wurde 1968 in Bregenz geboren. Aufgewachsen ist er in Wolfurt im Vorarlberger Land als eines von vier Kindern eines Gemeindesekretärs und einer Volksschullehrerin. Sein Studium der Deutschen Philologie, Alten Geschichte und Vergleichenden Literaturwissenschaft schloss er in Wien und Innsbruck ab. Von 1986 bis 2002 war er als Tontechniker auf der Seebühne der Bregenzer Festspiele tätig.

Im Horizont des Glücks

Der erste Glückstreffer war zugleich das literarische Debüt: seine erfolgreiche Lesung beim Klagenfurter Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb 1996. Im selben Jahr erschien Geigers Erzählung „Das Kürbisfeld“ in der österreichischen Zeitschrift *manuskripte*. 1997 wurde sein erster Roman beim Hanser Verlag publiziert: *Kleine Schule des Karussellfahrens*, der viel gelobte Roman über einen Taugenichts, der die „UnGlücksflügel“ seiner Seele ausspannt und sich aus dem deutschen Revolutionsjahr 1989 in die Zeit der Französischen Revolution von 1789 zurückträumt, in ein „Goldenes Zeitalter“, in dem ein Eroberungssicherer Napoleon nicht fehlen darf. Humor spielt bei der Glückssuche des Helden keine geringe Rolle, der Autor entschuldigt sich vorsorglich dafür, dass er es im ersten Satz regnen lässt. Mit diesem leserzugewandten Geisteswitz arbeitet auch der Roman *Irrlichterloh* (1999), eine moderne *Road novel*.

Im Horizont des Glücks erscheinen die Tragik und die Endlichkeit des Lebens erträglich. Davon erzählt Arno Geigers dritter Roman *Schöne Freunde* (2002). Die Fabel ist einfach: Nach einem schrecklichen Grubenunglück bricht ein Junge mit anderen Überlebenden auf in eine neue Welt. Doch es geht ihm weniger um die Entdeckung des anderen, vielmehr um seine Gefühle für die andere: für eine „junge Angestellte“, in die er sich offenbar unrettbar verliebt hat. Die „Vorstellung“ von ihr vermittelt ihm „eine Ahnung von Glück und war doch ein Verlangen, das nie gestillt werden konnte“. Wieder stehen sich die konkrete Erfahrung der Kürze des Glücks und die Utopie ewiger Glückseligkeit gegenüber.

„Wunschlos und ein bisschen unglücklich“

Ganz umgekehrt ist die Ausgangskonstellation in der Titelgeschichte des Prosabandes *Anna nicht vergessen* (2007). Ella, eine „schlanke, attraktive Frau“, dreißig Jahre, alleinerziehend, und ihre Tochter Anna sind alles andere als „schöne Freunde“. Die Mutter hat Angst davor, dass „sie mit jedem Jahr an Lebensfreude verliert, während andere immer glücklicher werden“. Die Tochter hat Angst, „wie von Zauberhand aus dem Gedächtnis ihrer Mutter zu verschwinden“. Die gegenseitige Angst blockiert die Kommunikation. Sie wird ersetzt durch allerhand Zettel, die mit To-do-Aufträgen in der Wohnung aufgehängt sind und die Mutter beständig mahnen: „Anna nicht vergessen.“ Ella selbst arbeitet für eine Sicherheitsagentur, bei der sie „im Auftrag von Frauen deren Ehemänner auf die Probe stellt, ob sie für amouröse Abstecker zu haben sind“. Auch dieser Beruf, wenn man ihn so nennen will, ist sprechend genug. Über die Prüfung des fremden Glücks vergisst Ella das eigene Mutterglück mit der Tochter. Dass „es ewig so weiterginge, ruhig und ungetrüb“ –

dieses „Glücksgefühl“, so heißt es, „verflüchtigt sich rasch“. So endet die Geschichte in der wunschlosen Beschreibung der Sehnsucht nach einem besseren Leben. Auf Geigers Figuren trifft Peter Handkes prekäre Glücksdiagnose aus dem Jahr 1972 zu: „Selten wunschlos und irgendwie glücklich, meistens wunschlos und ein bisschen unglücklich.“

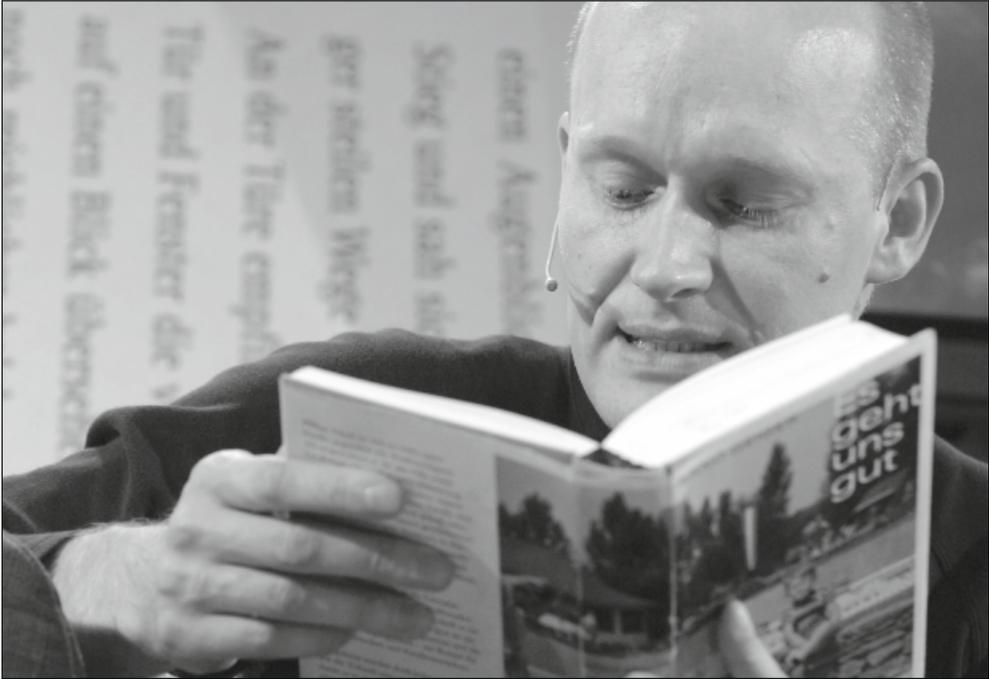
Habsburg-Mythos im Dienst der persönlichen Glückssuche

Arno Geigers zweites Glück im Literaturbetrieb war der Deutsche Buchpreis, der 2005 zum ersten Mal verliehen wurde; ausgezeichnet wurde Geiger für den Roman *Es geht uns gut*. Das Buch wurde mittlerweile über 400 000-mal verkauft und in zwanzig Sprachen übersetzt, es verhalf dem Autor zum Durchbruch. Der Roman gehört zu den bedeutenden Erinnerungsromanen der Gegenwart, er erneuert das Österreichbild in der Literatur und überträgt diese große nationale Geschichte in die Geschichte einer kleinen Familie, an deren wiederum mächtigem Schicksal die Glückszeichen und Wertansprüche der Zeit ablesbar sind. „Unsere Vergangenheit ist zu groß, um von einem so kleinen Land bewältigt zu werden“, heißt es an zentraler Stelle im Roman.

Im Mittelpunkt der Handlung steht Philipp Sterk, der unglückliche Erbe der Familiengeschichte, die sich in der Wiener Vorortvilla seiner verstorbenen Großmutter Alma zusammenballt, in dem Gerümpel auf dem Speicher, in den Erinnerungsdokumenten im Haus. Doch die Entrümpelung des Hauses überträgt Philipp lieber anderen. Mit seiner Familie beschäftigt er sich nur in dem Maße, wie es ihm „bekömmlich“ ist. Er fühlt sich von der Geschichte „unbetroffen“. Darin ähnelt er einem berühmten Vorbild: Bezirkshauptmann Trotta in Joseph Roths Habsburg-Saga *Radetzky marsch* (1927), einem „unentschiedenen“ Erben, von dem es heißt, dass er „nicht nur seine

Arno Geiger, Gewinner des Deutschen Buchpreises 2005, liest am 20. Oktober 2005 auf der Internationalen Frankfurter Buchmesse aus seinem Buch „Es geht uns gut“.

© picture-alliance/dpa/dpaweb, Foto: Jan Woitas



Heimat verloren hatte, sondern auch das Heimweh nach dieser Heimat“. Doch Arno Geigers Roman geht es nicht um die Mythisierung, sondern um die „Dokumentation“ der „untergegangenen“ österreichischen Kultur. Geiger verabschiedet den Habsburg-Mythos in der österreichischen Literatur, indem er die von Claudio Magris herausgestellten Grundmotive – den national-paternalistischen Vielvölkermythos, die übermächtige Bürokratie, die Genussfreude – ganz in den Dienst der persönlichen Glückssuche der Familie Sterk stellt. Um sie kreist der Roman.

Der Ahnherr Richard Sterk probt mit seiner Frau Alma einen moderaten, wenn auch folgenlosen Aufstand gegen das Aufkommen des Nationalsozialismus, indem er einen Mann der Wach- und Schließgesellschaft anklagt, der aufgrund des Einmarsches der deutschen Truppen

am zweiten Märzwochenende 1938 lieber Fahnen schwingt und so seine Wachpflicht vor Almas Familiengeschäft vernachlässigt; die Wäscheauslagen werden von der Sonne ruiniert. Gegen den falschen „historischen Sinn“ des „Anschluss“-Profiteurs setzen Alma und ihr Mann Richard ihren „moralischen Sinn“ für das Praktische. Die krisenbeständige Alma verkörpert für ihren Mann, der nach dem Krieg als höherer Ministerialbeamter Karriere macht und im Alter zum demenzkranken Pflegefall wird, einen „Großteil des Glücks“. Doch dieses Glück „verrottet“ in „einer nicht konvertierbaren Währung“. Richard und Almas Tochter Ingrid wird Ärztin, Mutter, Hausfrau, sie kommt 1978 beim Baden in der Donau ums Leben; ihr Mann Peter, der im April 1945 als Hitlerjunge gegen die Amerikaner gekämpft hat, spezialisiert sich auf Verkehrssicherheit.

Der Enkel Philipp gehört nicht zu den Unglücksrabben. Dennoch kämpft er gegen das Verlieren der Zuversicht, „das Blatt könne sich jeden Moment zum Guten wenden“. Vielleicht wird er sein Glück in Böhmen finden. Dorthin bricht er am Ende auf, nachdem „alles abgebrochen, aufgeräumt, auseinandergedzert, geschoben, gerückt, gerüstet“ ist, erstaunt über seine eigene „ängstliche, ihn gleichzeitig beschämende Glücksempfindung“. Auf diese Weise führt das Glückskonzept des Romans über die von den Unglücksdaten 1938 bis 2001 – der Spanne der erzählten Zeit – eingerahmte Zeit hinaus. Nach dem „langen“ zwanzigsten Jahrhundert scheint ein freundlicheres Säkulum möglich.

Abenteuerroman über die Ehe

Kann und darf ein ernst zu nehmendes Werk der Fiktion am Ende das Glück der Figuren feiern? Der Satiriker Kurt Tucholsky hat das in seinem Gedicht „Danach“ (1930) eindeutig verneint. Nach dem „Happy End“ werde „im Film gewöhnlich abjehlend“, weil dann die Milch sauer, die Familie lästig und das Leben schwer würden. Doch diesem Experiment der Kontingenzkompensation unterzieht sich Geigers fünfter Roman, *Alles über Sally* (2010). Die Kritikerin – und Arno Geigers Laudatorin beim Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung – Meike Fessmann bezeichnet das Buch als einen „Abenteuerroman über die Ehe“ mit Happy Ending. Dass es um Ehe und Ehebruch geht, macht die Experimentalanordnung umso gewagter. Der versöhnliche Ausklang trotz des erotischen „Schritts vom Wege“ würde dem Gerechtigkeitsgesetz des poetischen Realismus widersprechen – Fontane musste deshalb Effi Briest (1895) sterben lassen. Das war 1895. 2010 hütet Sally, die Titelheldin, aus deren Perspektive fast durchgehend erzählt wird, ein „glückliches Geheimnis“: Neben ihrer Ehe mit dem älteren, über-

gewichtigen Ethnologen Alfred, der gern lange im Bett liegt, einen alten Stützstrumpf trägt und ein langweiliges Tagebuch führt, unterhält sie eine Affäre mit Alfreds bestem Freund Erik, dessen sie jedoch bald überdrüssig wird.

Sally kennt keine Schuldgefühle, wohl aber Verantwortung für die fünfköpfige Familie, die auf die Probe gestellt wird, als sie mit ihrem Mann aus einem gemeinsamen Englandurlaub nach einem schweren Einbruch nach Hause geholt wird. Die Romanhandlung macht früh klar, dass eine *ménage à trois* nicht zu den glücksfähigen Optionen zählt. Sally ist eine starke und emotional autarke Kunstfigur, Fortuna gleich, der römischen Glücksgöttin, mit der sie nicht nur die Nähe zum Wasser, sondern auch das unbeständige, begeisterungsfähige Wesen teilt. Sally liebt Momente, „in denen das Glück keine größere Anstrengung verlangt als das Aufdrücken einer angelehnten Tür“. Ihr Mann kommt mit dem Übermaß an Glück nicht klar, wie Alfreds an Joyce geschulter Abschlussmonolog zeigt; sie ist mit Tolstoi jedoch der Meinung, dass Romane mit der „Schilderung der Hochzeit“ nicht enden, sondern anfangen sollen, weil dann der Spielraum der glücklichen Möglichkeiten erst eröffnet werde.

„Krankheit des Jahrhunderts“

Arno Geigers bislang größter Bucherfolg ist das Buch *Der alte König in seinem Exil*. Es ist vieles zugleich: Autobiografie, Familiengeschichte, Vatererzählung, Dorfchronik. Vor allem ist es eine stark familiär gefärbte Krankheitsgeschichte der Alzheimer-Demenz. Es geht um Geigers 1926 geborenen Vater, bei dem sich 1995 erste Anzeichen der Krankheit zeigten. Als der Vater zum ersten Male vorübergehend in ein Pflegeheim musste (seit 2009 lebt er dort), begann der Sohn mit dem Schreiben über den Vater und der Aufarbeitung von dessen Lebensge-

schichte. Sechs Jahre hat er an dem Buch gearbeitet, hat Gespräche mit seinen Geschwistern und ehemaligen Arbeitskollegen des Vaters geführt. Im Februar 2011 ist es erschienen, im gleichen Jahr erhielt der Autor den Hölderlin-Preis. Am 18. September 2011 wird er für sein episches Werk in Weimar mit dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung ausgezeichnet.

Es ist kein Wunder, dass die weit ausstrahlende öffentliche Resonanz auf Geigers „Königs“-Buch in erster Linie von dem Demenz-Thema entfacht wurde. Diese „Krankheit des Jahrhunderts“, wie sie von Geiger genannt wird, steht im Zentrum der Selbstdiagnostik einer Gesellschaft, die immer älter wird, aber im Alter nicht gesünder. Soziodemografischen Schätzungen zufolge wird sich die Zahl der über 85-Jährigen bis 2050 weltweit verdreifacht haben; das Gleiche gilt für die Zahl der über 80-Jährigen in Deutschland. Man muss kein „Methusalem-Komplott“ (Frank Schirrmacher) wittern, um die sich daraus ergebenden Probleme in Wirtschafts-, Gesundheits- und Sozialpolitik abzusehen. Der Literatur als der „ältesten Hüterin des Wissens um die Stufen des Lebens“ (Thomas Steinfeld) geht es aber nicht um die Risikofolgenabschätzung des Alterns. Sie macht das Alter sichtbar, seine offenbaren Schwächen und seine eher verborgenen Vorzüge, unter denen die „Illusionsresistenz“ nicht die schlechteste ist.

Die Alzheimer-Demenz, heißt es im Lexikon *Literatur und Medizin* (2005), ist „eine durch Hirnschäden erworbene, oft chronisch fortschreitende Minderung kognitiver Leistungen mit Beeinträchtigung des täglichen Lebens“. Im Krankheitsbild ist sie bereits 1906 von Alois Alzheimer anhand mikroskopischer Befunde an der Großhirnrinde beschrieben worden; die Präparate sind teilweise erhalten. Doch das Interesse an der Krankheit nahm zunehmend ab; die Forschung

kam mit dem Zweiten Weltkrieg „zum Erliegen“. Erst die zwanzigste Auflage des *Brockhaus* (1996) würdigte die Krankheit, die das Neugedächtnis beeinträchtigt, das Orientierungsvermögen stört, die sprachlichen und visuellen Fähigkeiten schwinden lässt und zu Persönlichkeitsveränderungen führen kann, mit einem eigenen Lemma, gegliederten Informationen und Literaturhinweisen. Mit derzeit 1,7 Millionen (und 2050 geschätzten 2,6 Millionen) Betroffenen ist die Demenz in Deutschland eine Volkskrankheit. Etwa sechzig Prozent der Kranken werden zu Hause gepflegt.

„Leben in der Fiktion“

Mit den Büchern von Jonathan Franzen (dem Essay *Das Gehirn meines Vaters* und dem Roman *Die Korrekturen*, 2002), Tilmann Jens (*Demenz: Abschied von meinem Vater*, 2009) und Martin Suter (dem Roman *Small World*, 1997) wurde das Thema literaturfähig, aber auch popularisiert. Für Arno Geiger ist die Krankheit kein Stoff für einen Patientenbericht. Er hat seine Erzählung in Episoden gegliedert. Sie erzählen Kapitel aus der Vater-Vita, die viel mehr Lebenszeit umfasst als die Altersära der Krankheit; das „Glück“, heißt es einmal, erhält „mit der Nähe zum Tod eine besondere Dichte“. Zwischen die unnummerierten Kapitel sind kurze, durch Kursivschrift hervorgehobene Dialoge zwischen Vater und Sohn gestellt. Die Erzählungen selbst sind, aus der Perspektive des Sohnes, mit literarischen Zitaten und Reflexionen ausgestattet. Auf diese Weise poetisiert Geiger den autobiografischen Stoff. Zur Fiktion wird er nicht. Das unterscheidet Geigers Buch von Virginia Woolfs 1927 erschienenem Roman *To the Lighthouse*, aus dem der Titel stammt; Woolf hat hier das berührende Porträt eines alzheimerkranken Philosophieprofessors gezeichnet, angelehnt an das Schicksal ihres Vaters: einen störrischen, zerstreuten „König in seinem

Exil“, der das Gefühl verliert, „zu Hause zu sein“. Weil des Vaters „Versuche, Gesprächen zu folgen“, ebenso wie das „Entziffern von Gesichtern“ immer öfter misslang, schreibt Geiger, „fühlte er sich wie im Exil“.

Arno Geiger versteht die Demenz als „literarische Krankheit“ (Holger Helbig). Sie produziert „Hirngespinnste“ (so lautet die deutsche Übersetzung von J. Bernlefs Alzheimer-Roman *Hersenschimmen* von 1984). Sie hat Symptome, die auch eine ästhetisch interessante Dimension haben: Vergesslichkeit und Aphasie. Sie zwingt den Autor – und den Leser – zur Selbstreflexion. Alzheimer-Bücher erzählen vom „Leben in der Fiktion“: „Wir richteten uns in all den Erinnerungslücken, Wahnvorstellungen und Hilfskonstruktionen ein, mit denen sein Verstand sich gegen das Unverständliche und die Halluzinationen wappnete.“ Das Ergebnis sind Familien- und Beziehungsgeschichten, die der Deutung bedürfen.

Kennzeichnend für Arno Geigers Buch ist eine empathische Erzählhaltung, die sich der Krankheit mit Demut nähert und mit der Bereitschaft, sich auch in eine andere als die vertraute Welt zu begeben: „Da mein Vater nicht mehr über die Brücke in meine Welt gelangen kann, muss ich hinüber zu ihm. Dort drüben, innerhalb der Grenzen seiner geistigen Verfassung, jenseits unserer auf Sachlichkeit und Zielstrebigkeit ausgelegten Gesellschaft, ist er noch immer ein beachtlicher Mensch.“ Minutiös und stets mitfühlend beobachtet Geiger die Sprache und das Verhalten des Vaters. Im Vergessen des Gehirns unter dem Hut oder in der Selbstbezeichnung des Vaters „Wir sind lauter Geflickte“ entdeckt er geglückte poetische Metaphern, die eines Kafkas oder Bernhards würdig wären. Hier redet „die Krankheit“. „Charakter taugt mehr als Intelligenz“, so die Lehre, die der Autor aus dem Umgang mit der Krankheit zieht.

Das Alter als „letzte Lebensetappe“ ist eine ständig neu erlernbare „Kulturform“. Gleichwohl kann das erzählte Leben nicht auf diese Stufe beschränkt werden. Geiger erzählt, wie der Vater als drittes von acht Kindern in einer dörflichen Gemeinschaft im Vorarlberger Land groß wurde und wie ihn Krieg, Kriegsgefangenschaft und Lazarett lehrten, lieber „ein Leben lang zu Haus zu bleiben“. Das „Heimweh“ der Schülersoldatengeneration entspricht der „Gewohnheit“ der immergleichen Alltagshandlungen des Vaters, widerspricht aber der Lebensneugier der aus Sankt Pölten stammenden Mutter. Selbst einen „als Hochzeitsreise deklarierten Spaziergang“ zu machen hatte der Vater abgelehnt. Hier prallen zwei unterschiedliche Glücksprogramme zusammen.

Glückliches Exil

Für den Erzähler des Buches ist das Verstehen wichtiger als das Wissen. Sein Schreiben ist ein „Erzählen und Nachdenken im kleinen Grenzverkehr zwischen Nicht-Verstehen, Verstehen-Wollen und Trotzdem-nicht-Verstehen. Ein Pendeln zwischen materieller Welt und Vorstellung, zwischen Stoff und Wort“. In der Vatergeschichte wird exemplarisch das Schicksal eines Jahrhunderts beschrieben, das mit einer enormen Erfahrungsbeschleunigung, mit diffusen Zukunftsängsten und Wissensexplosionen einhergeht. Das Exil der Alzheimer-Demenz des Vaters ist königlich, weil es sich über dieses Schicksal erhebt. Das geschieht zwangsweise, aber nicht, ohne „etwas herauszufinden über die grundlegenden Dinge, die uns getrieben haben, die Menschen zu werden, die wir sind“. Darin liegt die Glücksverheißung, die Arno Geigers Werke dem Leser anbieten. In diesen Geschichten ist – im Gegensatz zu Freud, der in Geigers Prosaband *Anna nicht vergessen* zitiert wird – das Glück im Schöpfungsplan „für den Menschen vorgesehen“.